

Christiane Hegel

Die Schwester des Philosophen. Von Karl Schumm

„Christiane Luise, geboren den 7. 4. 1773 zu Stuttgart, morgens um 1 Uhr, ist getauft worden auf den dreyeinigen Gott in daßiger Stiftkirche. Dessen Taufpatten waren, Herr Doktor Rinke Stadt- und Amtsphysikus zu Stuttgart. Herr Groß Uncle Commercien Rath Enslen zu Tübingen. Frau Groß Mama Amts O. Amtmännin Günzlerin zu Stuttgart und Jgfr. Christiana Dorothea Breyerin, weyl. Herrn Rentkammer Exp. Rath Breyers nachgelassene Tochter“. (Handschrift des Vaters). Christiane wuchs in Stuttgart auf. Nach dem Tode ihres Vaters, von dem sie 4000 Fl. erbte, wurde sie Gouvernante bei dem Landvogt Grafen von Berlichingen in Ludwigsburg. Ihre Tätigkeit übte sie vor allem bei den Kindern des Grafen in Jagsthausen aus. Justinus Kerner berichtet von ihr in seinem „Bilderbuch meiner Knabenzeit“ (Braunschweig 1849, S. 280) unter dem Kapitel „Hegels Schwester“. Sie wird dort geschildert als „ungemein mager, mit glänzenden Augen blickend, von großer Lebendigkeit, so wie von ausnehmender Güte“. Kerner erzählt, wie sie es unternahm, in Magd kleidern Briefe in einem Gefäß mit doppeltem Boden von der Gattin des Sekretärs Hauff in Ludwigsburg an ihren gefangenen Mann auf dem Asperg zu schmuggeln. Kerner berichtet auch von ihrer zunehmenden geistigen Erkrankung, die sich bis zur höchsten Schwermut steigerte. Ob die Begabeheit und die im Buche Kernes geschilderten Zustände auf Wahrheit beruhen, läßt sich nicht nachweisen. Als eine außerordentliche Erscheinung ist sie ihm jedenfalls in Erinnerung geblieben. Bei dem Grafen war sie bis zum Jahre 1814. Dann zeigten sich Spuren einer geistigen Erkrankung. Am 8. August 1814 schrieb ihr der Graf folgenden Brief: „... Geehrteste Freundin. Endlich muß ich doch daran, Ihnen schriftlich zu erwähnen, was mir mündlich zu tun zu schwer gefallen ist. Ihre Gesundheit ist von der Art, daß ihr Anstrengung schädlich wird, daher kann das fernere Unterrichten der Kinder nicht mehr wohl Ihre Sache seyn, und nur Ruhe und Pflegung kann auf Ihren Körper wohltätig wirken. Ich mißkenne nicht, was Sie an den Kindern geleistet haben; abgesehen von dem Wissenschaftlichen haben Sie ihnen eine strenge Moralität und unbefangene Heiterkeit beygebracht,

ihr Herz vortrefflich gebildet, und – was ich sehr hoch anschlage, einen gewissen richtigen Takt in sie gelegt, nach welchem ein gebildetes Frauenzimmer sich in Gesellschaft frei und zugleich sittlich zu benehmen hat. Es ist Pflicht, daß ich mich gegen Sie nach meinen Kräften dankbar erweise, und biete Ihnen somit eine jährliche Pension von 100 Fl. an, insoferne sich die Zeiten für meine Einkünfte nicht noch mehr verschlimmern. Sollte jedoch gegen besseres Vermuthen der Wiener Kongreß für meine finanzielle Lage ungünstig ausfallen, und ich mich durchaus einschränken müssen, so würde ich genötigt seyn, auch Sie in die Mitleidenschaft zu ziehen und könnte Ihnen alsdann nur 50 Fl. jährlich zusagen, von denen aber in keinem Falle weiter heruntergegangen werden soll. – Dabei verändert sich nichts an unseren freundschaftlichen Verhältnissen. Es wird mir immer angenehm seyn, Ihnen nützliche Dienste leisten zu können, und freuen wird es mich jedesmal, wenn Sie uns auf längere Zeit besuchen wollen.

Ihr Freund und Diener

Joseph von Berlichingen.“

Der Graf hat auch ihre Geldgeschäfte geregelt. Er nahm von ihr am 1. Juni 1814 500 Fl. an, die er ihr zu 5 Prozent verzinst. In den folgenden Jahren wurde diese Summe dem Georg Michael Breuninger in Jagsthausen übergeben, der die Zinsen zum gleichen Zinsfuße bis 1831 ausbezahlt. Bereits vorher hat sie bei der Rentkammer in Jagsthausen 1500 Fl. als Schuld stehen, die ebenfalls bis 1831 mit 5 Prozent verzinst wurden. Der Bruder des Grafen, Freiherr Gottfried von Berlichingen, schuldete ihr 1200 Gulden. Endlich hatte sie bei ihrem Bruder Wilhelm, dem Philosophen, noch 300 Gulden stehen. Jeder Zinstag wird von ihr genau angemerkt und sorgfältig eingetragen. Zu diesen Zinsen kam zur Bestreitung ihres Lebens noch die Pension des Grafen: „Mit dem 1. Juli 1814 fängt mein Ruhegehalt von Sr. Exzellenz H. Staatsrath, Landvogt Grafen von Berlichingen an, und habe sodann vom 1. VII. 1814 bis letzten Dzbr. deselben Jahres mit 50 Fl. erhalten, das Ganze beträgt jährlich 100 Fl.“ Die 100 Gulden Jahrespension erhielt sie bis zum Jahre 1831. – Im Jahre

1818 ist Christiane in Aalen. Dort ist ein Göriz Dekan. Die Familie Göriz durch die Mutter Christianens, geb. Fromm, verwandt mit der Hegelschen Familie stand in liebevoller Beziehung zur alleinstehenden und kranken Christiane. Der Oberpostkassier Göriz in Stuttgart war ihr Vermögensverwalter. In seiner Familie war ihr täglicher Aufenthalt in Stuttgart. Und durch diese Beziehungen kam sie auch nach Aalen. Dort sollte sie ihren Lebensunterhalt in ähnlicher Weise wie in Jagsthausen mit Unterricht der Töchter wohlhabender Eltern in fraulichem Anstand und weiblichen Arbeiten verdienen. Die Schwiegermutter des Philosophen, Frau Susanne von Tucher geb. von Haller aus Nürnberg, machte anlässlich ihres Besuches bei ihrer Tochter und ihrem „guten Hegel“, wie sie ihn immer nennt, in Heidelberg, auf der Rückreise einen Besuch in Aalen und schreibt darüber an ihre Tochter:

Nürnberg, 4. VIII. 1818

... Ich habe Dir noch gar nicht geschrieben, daß ich in Aalen Deine lb. Schwägerin besuchte und einen recht vergnügten Abend mit ihr zubrachte. Ich habe sie sehr heiter, gesund und zufrieden mit ihrer Lage gefunden. Sie ist so gut eingerichtet als es nur immer in Aalen möglich ist, sie hat sich ein großes Zimmer, welches sie zur Miethe hat, worinn sie schläft und Unterricht gibt, unterschlagen lassen, dadurch gewann sie ein artiges Cabinet, in welches sie sich eine Ottomane und Sessel machen ließ. Die Frauen, deren Kinder sie in weiblichen Arbeiten unterrichtet, haben sie mit hübschen Tassen und anderen Kleinigkeiten zu ihrer Einrichtung beschenkt. Wir tranken Thé bei ihr, dann führte sie uns spazieren und zum Herrn Decan – nicht mehr Spezial, der uns sehr freundlich aufnahm, dann blieb sie noch den Abend bei uns und freute sich sehr über alles was wir ihr Gutes und Erfreuliches von Hegel, Dir und Deinen Kindern sagen konnten ...“

Das Gesund- und Heitersein in Aalen war aber nicht von langer Dauer. Der Graf von Berlichingen hatte schon recht als er sagte: „Das fernere Unterrichten kann nicht mehr wohl Ihre Sache seyn, und nur Ruhe und Pflegung kann auf Ihren Körper wohltätig wirken.“ Jedenfalls sah sich im Vorfrühling 1820 der Herr Dekan Göriz genötigt, an den Philosophen nach Berlin zu schreiben und diesem den Ausbruch der Krankheit seiner Schwester mitzuteilen. Der Bruder ist erschüttert ... „Die Nachricht hat mich tief bewegt, es ist das härteste, was den Menschen treffen kann. Von dem früheren

Anfall, der sie befiehl wie sie noch bey Herrn von Berlichingen war, ist sie doch wieder in kurzer Zeit genesen; aber sie hatte freilich eine unglückliche, gereizte Stimmung davon behalten ... Der einzige Trost, den ich dabei haben kann, ist, sie in Deiner liebevollen Aufsicht zu wissen; wie Du mich bereits in Deinem Briefe versicherst, daß ihr nichts abgehe. Was aber weiter zu thun, welche Veranstaltung und Cur mit ihr zu machen, darüber muß ich Dich ebenso um Deine freundschaftliche Sorge und Entscheidung bitten. Indem es zunächst der körperliche hysterische Zustand ist, der die innerlichen Leidenschaften zu dieser Entbindung bringt, so möchte noch die Hoffnung in Deine liebevolle Vorsorge, verbunden mit ärztlicher Behandlung, zur Wiederherstellung gesetzt werden können; da sich wohl in ihrem verwirrten Zustande zugleich das Bewußtsein mit der sie umgebenden Wirklichkeit vorfindet, so ist Deine Sorge um sie das wohltätigste für ihr zerrüttetes Gemüth, dessen Bändigung eben so der Achtung und der Scheu bedarf, die sie vor Dir haben wird.“ (Originalbrief in der Universitätsbibliothek in Tübingen, abgedruckt im Hegel-Archiv, Bd. 1. H. 2, hg. v. Georg Lasson).

Der Philosoph, der ihr seit es ihm möglich war, alljährlich ein Geldgeschenk machte, übersandte sofort die bei ihm stehenden 300 Fl. Dekan Göriz schickte sie mit dieser Summe in die Irrenanstalt nach Zwiefalten. Mit der Bevormundung durch Göriz scheint Christiane nicht ganz einverstanden gewesen zu sein. Ihre Schriftzüge haben sich gegenüber den früher geschriebenen verändert, sie scheinen Verbitterung auszudrücken, wenn sie in ihr Ausgabebuch schreibt: „Von H. Decan M. Göriz in Aalen wurde ich vom May 1820 bis auf den August 1821 aus Ansinnen meines Bruders, Prof. in Berlin administriert, habe noch keine Abrechnung erhalten.“ Hier bricht die Schrift ab. – Auch ihrem Bruder in Berlin macht sie Vorwürfe. Er erwidert ihr in brüderlicher Zurechtweisung. In Zwiefalten war sie kein volles Jahr. Vom Frühjahr 1821 ab beginnen wieder die Einträge in ihr Kassenbuch. Das „Interim H. Decan Göriz“ ist beendet. Christiane wird als geheilt aus der Irrenanstalt entlassen. Weihnachten 1821 wird sie auf Veranlassung der Frau Susette von Tucher von deren Schwägerin, der Frau des in Stuttgart lebenden Obersten und Kriegsrates von Haller aufgesucht. Über den Eindruck des Besuches schreibt die Mutter von Tucher an ihre Tochter nach Berlin: ... „Mine (Frau von Haller) war so gut vor ihrer Ab-

reise (nach Nürnberg) in Stuttgart noch Deine Schwägerin zu besuchen, sie fand solche recht nett und freundlich eingerichtet, vollkommen hergestellt und heiter und in voller Tätigkeit, mit Unterricht im Französischen, der ihr reichlich einträgt, sie aber auch sehr beschäftigt; sie freut sich der erhaltenen guten Nachrichten von Euch, und der lieben Briefe der Kinder.“ Also wieder „in voller Tätigkeit“. Die Mahnung des Grafen von Berlichingen wurde erneut in den Wind geschlagen. Doch scheinen die folgenden Jahre nicht eben zu „heiter“ gewesen zu sein. Wir haben wenig Nachrichten aus diesen Jahren. Sie wird in aufopfernder Weise von Herrn Med.-Rat Schelling mit aller ärztlichen Kunst betreut. In der Familie des Post-Kassiers Göriz geht sie ein und aus. Sie hat treue Freundinnen um sich, Trägerinnen wohlbekannter schwäbischer Namen. Da ist die Frau Geheim-Sekretärin Hauff geb. Elsäßer, die Jungfer Henriette Hauff, des Landschaftskonsulenten hinterlassene Tochter, die Jungfer Hofacker und die älteste Tochter des Herrn Dekan Gerok. Die Zinsen aus den ausgeliehenen Kapitalien, von dem Grafen von Berlichingen getreu verwaltet, laufen terminweise ein, die Pension kommt regelmäßig, und auch der Bruder schickt Geld, soweit es in seinen Kräften steht. Aber sie ist allein, sie fühlt sich einsam. Die Tätigkeit ist sprunghaft, das ruhige gleichmäßige Arbeiten, eine Lebensnotwendigkeit ihrer Familienanlage, gelingt ihr nicht mehr. Sie weiß von ihrer Krankheit. Der Bruder, an dem sie als einzigm näheren Verwandten in schwesterlicher Liebe hängt, ist weit weg; ihre Einsamkeit wächst; die Einsamkeit gebiert die Angst, und die Angst sucht sich zu realisieren. Sie sieht ihr Leben vor sich, sie wird in ihrem Alter von dem guten Willen einer fremden Umgebung abhängig sein. Sie will aber nicht abhängig sein. Die Tage in Aalen sollen nicht mehr wiederkehren. Sie sucht der Abhängigkeit entgegenzutreten, indem sie einen „Nothpfennig“ von Ersparnissen zurücklegen will. Die wohltätigen Bürger Stuttgarts geben ihr Unterstützungen, die Stiftungen werden von ihr beansprucht, auch der König steuert aus seiner „Privatschatulle“ zu ihrem Unterhalt bei. Die Einträge der einzelnen Summen geschehen mit grösster Genauigkeit, sie verraten aber in den Schriftzügen die innere Aufgeregtheit und Unruhe. – Auch der Gedanke, daß sie mit ihrem ersparten „Nothpfennig“ eigentlich so ziemlich sorgenlos ihrem Alter entgegengehen könnte, scheint sie nicht mehr beruhigt zu haben. Nun erst kommt ihr wohl die Erkenntnis, daß ihre

Krankheit nicht von außen geheilt werden kann. Sie erkennt das Qualvolle ihres Zustandes; und sie weiß nun auch, daß nur der Tod Erlöser sein kann.

Dem Betrachter scheint sie ruhiger geworden zu sein.

„Über deine Schwägerin kann ich dir Gottlob Nachricht ihres erträglichen Befindens mitteilen. Mutter Haller schreibt, sie sey sehr ruhig und stille, zwar teilnahmslos aber doch gelaßen. Sie verlangt ins Bad Deinich (Teinach) zu gehen, was Schelling sehr billigt . . .“ (Brief der Susanne Tucher an ihre Tochter vom 16. 7. 1831). „Sehr ruhig und still“ und „gelaßen“, so schien sie dem Besucher. Doch dieser wußte nicht, daß bereits am 8. September ein Testament gemacht worden ist. Man konnte ihr jetzt nichts mehr anhaben, die Zukunft drohte nicht mehr, die Vergangenheit war abgeschlossen, durch ihren Tod sollten keine Freunde in Anspruch genommen werden. Die Tragödie durfte nicht in Stuttgart ihren Abschluß finden, es waren dort zu viele Bekannte, zu viele Erinnerungen und zu viele Beziehungen. In der ländlichen Stille Teinachs, wo ein Fluß wie einst in den glücklichen gesunden Jahren im Schlosse in Jagsthausen mit seinem unendlich ruhigen Geplätzter Freund sein konnte, glaubte sie den Ort ihrer letzten Lebenstage zu finden. Sie reist in Begleitung einer Magd nach Teinach und nimmt in der „Krone“ bei Herrn Firnhaber Wohnung. In Teinach scheint sie sich wohl zu fühlen. Die Magd sorgt für den Lebensunterhalt. Im übrigen ist sie viel daheim. Sie braucht Ruhe und Zeit, um ihre letzten Willensanordnungen noch einmal durchzudenken. Das Geld sollen die Söhne ihres bereits verstorbenen Bruders in Berlin bekommen. Ihren anderen Bruder, den Hauptmann Hegel im 1. wttbg. Infanterie Regiment kann sie nicht mehr mit ihrer Liebe bedenken, er ruht seit 1812 unter russischem Eis und Schnee. Sie war aber der Meinung, als sei dieser Bruder dem verstorbenen Expeditionsrat Günzler und den Söhnen des Cameralverwalters Göriz in Gundelsheim je 100 Gulden schuldig geblieben. – Das war allerdings eine Täuschung, die sich hernach aufklärte. Aber sie wollte die Sache aus ihrem unbedingten Rechtsgefühl heraus nicht auf sich beruhen lassen und schloß die Erben des verstorbenen Günzler und die Söhne des Herrn Göriz in ihr Testament ein. „Es sollen den Erben des Exp. Rat Günzler und den beiden Söhnen des Cameralverwalters Göriz diejenigen 100 Gulden, welche jeder ihrem im russischen Feldzuge gebliebenen Bruder Ludwig Hegel geliehen habe, zusammen also 200 Gulden aus der

Verlassenschaft bezahlt werden.“ In klarer Überlegung werden die einzelnen Freundinnen und Wohltäter mit einer Erinnerung bedacht. Ihre einstigen Schülerinnen, die Frfr. von Varnbühler, die Freifrau von König, von Berlichingen, von Baumbach erhalten Erinnerungsstücke. Der H. Mediz. Rat Schelling „der nie etwas von mir nahm“, soll die Büste des Herrn Professor Hegel, der Hof Caplan Grüneisen die Medaille mit dem Bilde des Philosophen erhalten. Zum Schluß der langen Reihe werden noch ihre Mädchen und die „Luise bei der Frau von König in Münster“ bedacht. Sie gibt jetzt nur noch. Alle Anordnungen sind klar und mit fester Schrift geschrieben.

Am 30. Januar 1832 unterschreibt sie:

Dieses alles habe ich wohlbedacht und wohlüberlegt niedergeschrieben und erwarte um so mehr, daß diese meine letzte Willens Meynung um so mehr geachtet und vollzogen werde. Dieses alles ist meine eigene Hand und Unterschrift und mein, das einzige von meinem seeligen Vater hinterlassene Familien-siegel.

(Siegel)

Teinach, den 30. Januar 1832
Christiane Luise Hegel.

Ihr Bruder war auf der Höhe seines Ruhmes am 14. November 1831 in Berlin gestorben. Damit war ihr das letzte, was sie an diese Welt band, genommen worden. Sie war mit ihr fertig und nahm ihr Geschick selbst in die Hände.

„Heute Mittag kurz vor Tisch machte der Herr Oberpostkassier Göriz allhier (Stuttgart) der Theilungskommission des königlichen Obertribunals die Anzeige, daß nach einer ihm zugekommenen Nachricht die Jungfer Christiane Luise Hegel, eine Tochter des längst gestorbenen Expeditions Rat und Rentkammer Sekretärs Hegel in ihrem geisteskranken Zustand während ihres Aufenthaltes in Teinach, wohin sie vor einiger Zeit gebracht worden sei, sich am 2. d. M. in dem Fluß Nagold ertränkt und in der Gegend bei Kentheim aus dem Wasser gezogen worden sey.“

Dann bringt der Bote noch die Rechnung des Herrn Gastwirts Firnhaber zur „Krone“ in Teinach mit einem Bericht.

„... Die Verewigte wurde auf dem Trauerwagen zu ihrer gewünschten Ruhe, nachmittags 4 Uhr gebracht, begleitet von mir, Herrn Decan, H. Dr. Caißler und dem Wundarzt Schuler, der die Rettungsversuche bei ihr machte. Sie wurde mit allem Verstand und Achtung behandelt.“

Aus einem schwäbischen Pfarrhaus vor 200 Jahren

Von Adolf Schabl

Blicke in den Alltag vergangener Zeiten sind selten möglich. Für gewöhnlich ist dieser eine untergegangene Welt. Und doch kommt uns das Vergangene recht eigentlich erst durch seinen Alltag menschlich nahe; denn wir sind Menschen und sind auf das Menschliche als Mittler angewiesen. Bietet sich doch das Leben ferner Jahrhunderte – und wir bedürfen seiner – meist nur im Fest- und Feiertagsgewand der großen Kirchen oder etwa im Staatskleid der Burgen und Schlösser dar. Wie anders ist es schon, wenn wir – im Unterschied zu einem Münster oder einem Dom, vielleicht auch nur einer Stadtkirche – eine ländliche Kirche betreten. Die niederen Raumverhältnisse, die handwerklich bürgerlichen Schnitzereien lassen einen solchen Bau dem Alltag, auch dem Alltag von einst, und seinem Menschen näher erscheinen; und wohl können von unseren Dorfkirchen die Verse gelten:

Tief liegt die Decke
wie in Stube und Kammer,
– es duckt sich die Orgel unters Gebälk –
Nahe am Boden ist Alles
wie in Scheuer und Stall,
so enge beisammen,
daß Fremdes nicht sein kann:
derber Altar und bauchige Kanzel,
aus gleichem Holze geschnitztes
heiligstes Bildwerk und Bauerngestühl.
Es war wohl Gott hier immer recht nahe
den Menschen.
Vorn, im dunkeln Alkoven des Chores
essen und trinken sie Ihn
im selber geernteten Brot
und Wein ihrer Reben –

Um wieviel mehr müßte der Blick in das Leben eines Dorfpfarrers uns mitten hineinführen in den lebendigen Alltag gewesener Zeiten, die wir so gerne auferstehen lassen möchten.

Eine kleine untergegangene Welt solcher Art erhebt sich vor unseren Blicken, wenn wir die im Staatsarchiv in Ludwigsburg begrabenen Briefe zweier Pfarrer aus dem kleinen Ort Zell im Aichelbergischen (Kreis Göppingen) uns zu Gemüt führen. Sie kämpfen beide um den Neubau ihrer geradezu schändlich dürftigen Pfarrbehausung und geben dabei Schilderungen ihrer Lebensumstände von großer Ursprünglichkeit und Frische. Ihr Kampf gilt dabei weniger dem Herzog Karl Eugen, an den sich die Briefe mit der Anrede „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr“ wenden, als dem hochlöblichen, aber sehr sparsamen herzoglichen Oberkirchenrat. Dessen Anweisungen gehen Jahre lang darauf hinaus, nur „das Allernöthigste repariren